

transcendental-eudämonologischer Natur sein. Ein nur durch Utilitätsgründe geleitete Moral ist armselig gegenüber einer Moral, welche von dem Glauben an eine übersinnliche Ordnung geleitet wird, von der Ansicht, daß die Moral nicht nur menschliche Gültigkeit habe, sondern übermenschliche. — Ein wichtiges Moment ist hierbei der Glaube an eine Seelenwanderung. Eine solche ist unter der Voraussetzung einer bloß empirischen Fassung dieses Ich schlechterdings undenkbar. Das Ganze unseres Seelenlebens bildet eine Reihe aufeinanderfolgender Bewußtseinsacte. „Unsere transcendente Seelenhälfte ist Träger einer uns zukommenden transcendentalen Individualität und durchläuft in einer Anzahl empirischer Reincarnationen, indem sie jedesmal mit einer neuen empirischen Seelenhälfte, als Trägerin unserer empirischen Erscheinung, verbindet, eine Reihe von Daseinstufen.“ Daß dazu die Erinnerbarkeit keine nothwendige Bedingung ist, zeigt die Thatsache, daß auch die Träume derselben Nacht zusammenhangslos sind (?). — Die Beziehung auf fremdes Wohlergehen ist kein erschöpfendes Kriterium der moralischen That. Es ist nicht richtig, wenn man das handelnde Subject nur als Reflex der fremden Person gelten lassen will. Jede moralische Werthung muß vielmehr im Sinne des transcendentalen Egoismus erfolgen. Den Beweis für die Existenz einer höheren moralischen Weltordnung bildet das Gewissen. Was empirisch als Verneinung des Willens erscheint, kann zugleich eine Bejahung im transcendentalen Sinne bedeuten. Das in Entwicklung begriffene transcendente Subject kann nur auf dem Wege der Steigerung befindlich gedacht werden (?). „Jede spätere Incarnation des Subjects kann in diesem Sinne nur als eine weitere Vollendungsphase dieses Subjects im Vergleiche zur vorhergehenden angesehen werden.“

Verf. verräth in diesen Erörterungen einen hohen ethischen Schwung. Seine Auffassungsweise zeigt Berührungspunkte mit der christlichen. Jedoch ruhen die erbrachten Beweise offenbar auf unsicheren Füßen.

GISSLER (Erfurt).

WARNER FITE. **Art, Industry and Science.** *Psychol. Review* 8 (2), 128—144. 1901.

Der Verf. versucht eine „psychologische“ Begriffsbestimmung des Schönen als verschieden vom Guten und Wahren. Er betont, daß der Mensch eine Reihe von Dingen als zum Leben absolut nothwendig betrachtet, daß diese nothwendigen Dinge jedoch gänzlich verschieden sind auf verschiedenen Culturstufen. Ein civilisirter Mensch könnte nicht ohne Kleider leben, während der Feuerländer trotz seines kalten Klimas sie als einen Luxusgegenstand betrachtet. Dinge, die zuerst nur um ihrer ästhetischen Wirkung willen geschätzt wurden, gehören schließlichs zur Lebensnothdurft und verlieren dann nach FITE ihre ästhetische Wirkung. Die Grenze zwischen dem Schönen und Guten ist daher keine absolute, sondern abhängig vom Culturzustand des Individuums. Aehnlich unterscheidet er das Schöne vom Wahren. Aesthetischer Genuß ist möglich nur unter der Bedingung, daß das Object des Genusses keine Stelle im wissenschaftlichen System der Wirklichkeit hat. Das Vergnügen, das der Duft von Blumen uns gewährt, würde nicht mehr ästhetisch sein, wenn wir eine deutliche

Beziehung dieses Vergnügens zu unserm körperlichen Wohlsein zu erkennen vermöchten.

Dem Referenten erscheint dieser Versuch einer psychologischen Begriffsbestimmung des Schönen nicht als gelungen, weil er zu einseitig, zu unpsychologisch ist. Nach FITZ ist es ein „Gemeinplatz“, daß diejenigen, die am tiefsten durch ein Kunstwerk afficirt werden, nicht identisch mit den besten Kennern des Kunstwerks sind. Ein Gemeinplatz mag das sein, aber eine allgemeingültige psychologische Wahrheit ist es sicherlich nicht. Wenn es uns gelingen sollte, die psychologischen Wirkungen einer Symphonie Beethovens bis in jede Einzelheit zu verstehen, so sollte das den ästhetischen Genuß der Symphonie unmöglich machen? Den Beweis dieser Behauptung hat FITZ noch nicht geführt. Sollten wirklich Teppiche, bemaltes Porzellan und Bilder an den Wänden ästhetisch unwirksam sein, weil man sie als Nothwendigkeiten betrachtet, ohne die man gar nicht leben könnte? Daß ein Gegenstand auf einer gewissen Culturstufe unentbehrlich wird, schließt doch seinen ästhetischen Genuß nicht aus. Es ist natürlich eine gewisse Wahrheit in FITZ's Behauptung, aber er scheint sie ohne genügenden Grund verallgemeinert zu haben. In einer Anmerkung am Schluß weist er darauf hin, daß seine Begriffsbestimmung nahezu alle früheren Definitionen des Schönen in wechselseitige Beziehung setze, worin er einen Vorzug zu sehen scheint. Aber andererseits könnte man daraus schließen, daß seine eigene Definition nicht das ganze Gebiet des Schönen umfaßt, sondern nur denjenigen Theil, der in allen jenen anderen Definitionen zufällig enthalten ist.

MAX MEYER (Columbia, Missouri).

E. W. SCRIPTURE. **Observations on Rhythmic Action.** *Science*, N. S., 10 (257), 807—811. 1899.

Es giebt zwei Formen regelmäÙig wiederholter Handlungen; entweder die Versuchsperson wählt die Zwischenräume selbst; oder sie sind gegeben. Danach unterscheidet S. „freie rhythmische Thätigkeit“ und „geregelte“. Finde sich bei letzterer ein Urtheil des Subjects über das Zusammentreffen seiner Bewegungen mit den Signalen, so beseitige dies alle physiologische Theorie hierfür, insbesondere die EWALD'sche Tonustheorie. In der That hat S. beobachtet, daß die meisten Personen schon unmittelbar vor dem Signal die Bewegung ausführen; zudem spricht für die subjective Natur, daß sich die Versuchsperson in einen neuen Rhythmus erst finden muß. Also sei die „geregelte“ rhythmische Thätigkeit nur eine modificirte „freie“.

Bei dieser nun giebt es je nach der Person und den Umständen immer ein Intervall, welches am leichtesten ausgeführt wird. Ist T diese natürliche Periode und P ihr wahrscheinlicher Fehler, so glaubt S. für den wahrscheinlichen Fehler p eines Intervalls t das Gesetz aufstellen zu können:

$$p = P \left(1 + c \frac{[t - T]^n}{t} \right),$$

wobei c eine persönliche Constante. Daraus würde sich dann ergeben, daß kleine Abweichungen von der natürlichen Periode die Schwierigkeit nicht